

Der Beitrag ist erschienen in: AEP-Informationen. Feministische Zeitschrift für Politik und Gesellschaft, Nr. 4/2017, S. 14-16

Siehe: <https://aep.at/2017-nr-4-geschlecht-und-migration/>

Homophob sind vor allem die Anderen?!

Zu den affirmativen Verstrickungen von Rassismus und Homophobie¹

Christine M. Klapeer

Als im Frühling dieses Jahres die deutsche Politikerin Alice Weidel zur Spitzenkandidatin der AfD (Alternative für Deutschland) gekürt wurde, ging ein Aufschrei durch viele „linke“, feministische und LGBTIQ² (nahe) Medien: Wie kann eine offen lesbisch lebende Frau für eine rechte Partei kandidieren, eine Partei, die sich immer wieder durch homophobe Aussagen hervorgetan hat? Betrachtet man die Kandidatur von Alice Weidel jedoch aus einer intersektionalen und rassismuskritischen Perspektive, erscheint ihr Engagement für die AfD weit weniger widersprüchlich. Denn vor dem Hintergrund einer solchen Betrachtungsweise bedingen sich Rassismus und Homophobie nicht notwendigerweise (also im Sinne: wer rassistisch ist, ist auch homophob). Es wird im Gegenteil deutlich, dass Gewalt und Diskriminierung von LGBTIQs auch sehr erfolgreich *auf der Basis* rassistischer und rassifizierender³ Argumentationsmuster abgelehnt und problematisiert werden kann. Aktuelle politische Debatten zeigen nämlich, dass rassistische Logiken bzw. rassifizierte Diskurse zunehmend eine zentrale *Grundlage für* die Benennung und kritische Diskussion von Homophobie bilden, womit die Bekämpfung von Gewalt gegen (ausgewählte ‚inländische‘) LGBTIQs mittlerweile durchaus zum legitimen Gegenstand (mancher) rechter Politiken avanciert ist. Im Folgenden werde ich daher vor allem jene Deutungs- und Argumentationsmuster diskutieren, in denen Rassismus und Homophobie affirmativ verknüpft werden. Diese werden zunehmend nämlich nicht nur von rechten Parteien bedient, sondern finden sich insbesondere auch innerhalb „linksliberaler“ Kontexte wieder, die maßgeblich von LGBTIQ und feministischen Bewegungssegmenten selbst (re-)produziert werden.

Der Migrant als Inbegriff von Homophobie

„Sind Migranten besonders homophob?“ Diese Frage beschäftigt in den letzten Jahren immer häufiger Politiker*innen, Aktivist*innen, Forscher*innen, und zwar aus *allen* politischen Lagern. Diese Frage wird mittlerweile auch von vielen – und untermauert von zahlreichen höchst

problematischen Studien – sehr schnell mit „ja“ beantwortet. *Warum* diese Frage eigentlich so relevant ist oder warum diese Frage eigentlich so relevant geworden ist, von *wem* sie zunehmend gestellt und relevant *gemacht* wurde und was sie eigentlich impliziert, wird weit weniger diskutiert. Oder wie es die Politikwissenschaftlerin María do Mar Castro Varela (2008: 13) ausdrückt, „nicht die Antworten [stellen] das wahre Problem [dar], sondern die Fragen. Sie geben die Richtung der Antwort und Untersuchungen vor, provozieren die üblichen Erklärungsmuster, die kaum zufällig häufig auf rassistische Archive zurückgreifen.“ Homophobie wird demnach in aktuellen Diskussionen zunehmend mit der Figur eines männlichen, vornehmlich muslimischen Migranten verbunden oder – und darauf komme ich etwas später noch zu sprechen – *jenseits* eines als ‚aufgeklärt‘ oder ‚homotolerant‘ imaginierten Europas oder ‚Westens‘ verortet. Homophobie scheint sich also, so suggerieren aktuelle Debatten (auch innerhalb der LGBTIQ Communities), in der Figur eines ‚migrantischen‘, oder ‚fremden Anderen‘ auf eine besondere Weise zu verdichten. ‚Er‘ scheint gleichsam die personifizierte Verkörperung von Homophobie bzw. auch *des* frauenfeindlichen ‚Patriarchats‘ zu sein, was insbesondere die mediale Berichterstattung rund um die Silvesternacht in Köln deutlich machte. Der als ‚kulturfremd‘ konstruierte Migrant wird folglich zum homophoben Fremdkörper und zum primären ‚Feind‘ von (‚inländischen‘?) LGBTIQs in einer als grundsätzlich ‚homotolerant‘ imaginierten ‚westlich‘ definierten Gesellschaft stilisiert. Damit kann ‚inländische‘ Homophobie quasi nur mehr als ‚Ausnahme‘ oder ‚tragischer‘ und von ‚irrationaler Angst vor Homosexualität‘ geprägter Einzelfall diskutiert werden. Homophobie wird dementsprechend mit einem bestimmten, rassifizierten/ethnisierten Namen und einem bestimmten, rassifizierten/ethnisierten ‚Gesicht‘ versehen – was wiederum die Attraktivität dieses Themas für rechte Politiken erklärt. Die politische Problematik liegt folglich darin, dass hier eine grundlegende ‚ethnische Andersheit‘ als Erklärungsmuster für Homophobie konstruiert und eine unhintergehbare Nähe, fast schon essentialistische Affinität, zur Homophobie unterstellt wird.

Die Art und Weise, wie in aktuellen politischen Debatten über Homophobie gesprochen wird, ist also rassifiziert und rassifizierend, da hier entlang (kolonial-)historischer Deutungsmuster bestimmten und vermeintlich homogenen (Menschen-)Gruppen von vornherein die Fähigkeit zur ‚Toleranz‘ abgesprochen wird bzw. ihnen ein ‚innerer‘ Hang zur ‚Gewalt‘ (gegen LGBTIQs, gegen Frauen) unterstellt wird. Dies bedeutet nicht, dass hier notwendigerweise eine biologi(sti)sche Ungleichheit zwischen (vermeintlichen) ‚Rassen‘ propagiert wird, oder dass überhaupt der Rassebegriff verwendet wird. Rassifizierungsprozesse funktionieren aktuell vor allem auch über neorassistische Ersatzbegriffe, wie z.B. ‚Ethnizität‘ oder ‚Kultur‘, welche aber ebenso totalitär und essentialisierend gefasst werden, d.h. Menschengruppen auf eine bestimmte ‚innere Natur‘ oder unhintergehbare ‚kulturelle Identität‘ fixiert werden. Die bekannte politische Theoretikerin Wendy Brown (2006: 151) weist in diesem Kontext darauf hin, dass aktuelle Diskussionen um ‚Toleranz‘ (wie z.B. gegenüber ‚sexuellen Minderheiten‘) gerade durch zwei

unterschiedliche Kulturbegriffe geprägt sind. Deren Differenz stellt die argumentative Grundlage für rassifizierende Erklärungen über die angebliche Intoleranz von ‚nicht-westlichen Anderen‘ oder eben der ‚Migrant*innen‘ bereit: „‚Wir‘ [im imaginierten, liberalen Westen, Anm. C.K.] haben Kultur während Kultur ‚diese‘ Anderen besitzt, oder wir haben Kultur, während diese Kultur sind. Diese impliziert eine Gegenüberstellung zwischen Kultur-Sein und individueller Autonomie.“ (eigene Übersetzung C.K.) Die Fähigkeit oder Unfähigkeit zur ‚Homotoleranz‘ wird damit zunehmend ‚kulturell‘ oder ‚ethnisch‘ markiert und von der Komplexität politischer Konstellationen und von Machtverhältnissen entkoppelt (man könnte hier auch von einer De-Politisierung von Homophobie sprechen). Der, wie auch immer imaginierte ‚Westen‘, erscheint im Rahmen dieser Deutungsmuster als globaler Erfinder, Verwalter und machtvoller Richter über Toleranz und Intoleranz. D.h. die Debatte um eine rassifizierende ‚Kulturalisierung‘ und ‚Ethnisierung‘ von Homophobie hat nicht nur eine ‚lokale‘ (österreichische, innerdeutsche) sondern auch eine transnationale und globalpolitische Bedeutung. Homotoleranz wie Homophobie werden darin geopolitisch ‚verortet‘ und die Welt wird entlang dieser Kategorien kartiert.

Homophobie passiert woanders

In der internationalen Diskussion können wir demnach beobachten, dass bestimmte Länder, Regionen und Gesellschaften entlang etablierter kolonialer und damit auch rassifizierter Differenzlinien als ‚homophob‘ oder ‚homotolerant‘ fixiert werden. Homophob korrespondiert dann mit ‚Ost‘ wie mit ‚Süd‘, mit ‚unterentwickelt‘, mit ‚traditionell‘, mit ‚undemokratisch‘, mit ‚religiös‘. Oder wie die Sozialwissenschaftlerin und Frauen- und LGBTIQ Aktivistin Hakima Abbas (2012) diese rassifizierende ‚Verortung‘ von Homophobie beschreibt: „LGBT Rechte gewinnen zunehmend an Bedeutung im internationalen Kontext und fungieren als Barometer, um zu bestimmen, welche die ‚guten liberalen‘ und die ‚schlechten rückständigen‘ Länder sind. Mit rassistischen Untertönen wird suggeriert, dass die ‚barbarischen‘ und ‚unzivilisierten Kulturen‘ und ‚Traditionen‘ der Schwarzen Menschen noch nicht entwickelt genug sind, um Lesben und Schwule zu tolerieren“ (eigene Übersetzung C.K.). Diese geopolitische Kartierung von Homophobie lässt sich besonders eindrücklich anhand der medialen und politischen Debatten um die Verabschiedung der sogenannten Anti-Homosexuality Bill in Uganda („Homophobie ist afrikanisch“) oder den Diskussionen um die Verabschiedung des anti-gay Propagandagesetzes in Russland („Homophobie ist ein Zeichen des ‚rückständigen‘, ‚autoritären‘ Ostens) nachverfolgen.

Ähnlich wie in vergangenen und aktuellen Diskussionen um eine internationale Durchsetzung von Frauenrechten, wird die Implementierung und Einhaltung einer bestimmten (homonormativen) Idee von LGBTIQ-Rechten zu einem Indikator dessen, was jeweils als

‚modern‘, ‚fortschrittlich‘ oder ‚entwickelt‘ gilt (z.B. gilt die Öffnung der Ehe als das *grande an* Homotoleranz). Gleichzeitig werden ‚der Westen‘ und dessen Rechtsentwicklungen wiederum als normatives Modell für ‚Fortschrittlichkeit‘, ‚sexueller Entwicklung‘ und ‚Zivilisiertheit‘ bestätigt. Gerade postkoloniale Forschungsarbeiten zeigen, dass diese Erzählungen von der ‚Zivilisiertheit‘ des ‚Westens‘ nicht neu sind, sondern dass wir es im Gegenteil mit einer langen historischen Kontinuität der Einsetzung und Verwendung von Sexualität und sexuellen Normen als Kennzeichen für ‚Rückständigkeit‘ oder ‚Unterentwicklung‘ zu tun haben: Vorstellungen vom ‚richtigen‘ sexuellen und geschlechtlichen Verhalten fungierten bereits in kolonialen Unternehmungen dazu, um die ‚barbarische Unzivilisiertheit‘ der zu kolonisierenden ‚Anderen‘ zu betonen und damit auch Gewalt und Ausbeutung zu legitimieren (siehe dazu: McClintock 1995). Demnach galten nicht nur, aber gerade auch nicht-europäische Menschen als sexuell ‚abweichend‘, als ‚wider die Natur‘ und gleichzeitig als ‚animalisch‘, als ‚tribadisch‘ und ‚hermaphroditisch‘, als ‚sodomitisch‘ und ‚kannibalisch‘. Die Kolonien repräsentieren damit das ‚sexuell Andere‘, das ‚sexuell Unterentwickelte‘, das nicht fähig sei, ‚richtige‘ (heterosexuelle) Beziehungen, Ehen und (zwei) Geschlechter hervorzubringen. Die europäischen Kolonialmächte konstruieren sich selbst dabei als ‚sexuell überlegen‘ und als Orte der ‚sexuellen Zivilisiertheit‘. Diese kolonial-rassistischen Geschichte(n) gilt es auch bei aktuellen Debatten um Homophobie im Blick zu behalten.

Problematisch ist daher nicht eine grundsätzliche (internationale) Skandalisierung und Problematisierung von homophober Gewalt beispielsweise in Uganda (der Anti-Homosexuality Act ist ohne Frage höchst gewaltvoll für LGBTIQs), sondern die Art und Weise. D.h. es ist höchst relevant zu fragen, *wer* Homophobie *wie* und *in welcher Weise* problematisiert. Werden etwa LGBTIQ Aktivist*innen aus und in Uganda ‚gehört‘? Werden die historischen Nachwirkungen der Kriminalisierung von Sodomie durch die britische Kolonialmacht thematisiert? Werden globale Ungleichheiten in der internationalen Politik und Ökonomie mitbedacht? Es ist daher von großer Bedeutung, was jeweils als *normativer Maßstab* gilt und welche *Konsequenzen* aus dieser Skandalisierung gezogen werden.

Literatur

Abbas, H. (2012): Aid, resistance and Queer power. In: Pambazuka News, Apr 05, 2012. Auf: <http://www.pambazuka.org/governance/aid-resistance-and-queer-power>

Brown, W. (2006): Regulating Aversion. Tolerance in the Age of Identity and Empire. Princeton: Princeton University Press.

Castro Varela, M. (2008): Migration, Begehren und Gewalt. Anmerkungen zu Rassismus und Homophobie. In: Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales (Hg.): Homophobie in der Einwanderungsgesellschaft. Dokumentation der internationalen Fachtagung „Gemeinsam für

Anerkennung und Respekt. Wie kann Homophobie in der Einwanderungsgesellschaft verhindert werden?“
Berlin, 13-26.

McClintock, A. (1995): *Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest*. New York: Routledge.

Anmerkungen

¹ Dies ist eine stark gekürzte und vereinfachte Version meines Vortrages Vortrages „Homophob sind vor allem die Anderen? Kritische Überlegungen zu den komplexen Verstrickungen von Rassismus, Homophobie und Heteronormativität“ im Rahmen der vom Verein Netzwerk Geschlechterforschung Innsbruck 2017 organisierten Veranstaltungsreihe „Rassismus, Sexismus, Homophobie“ .am 21. März 2017 in Innsbruck im Rahmen der Veranstaltungsreihe „Sexismus Rassismus Homophobie“ des Vereins Netzwerk Geschlechterforschung

² LGBTIQ ist die international gebräuchliche Abkürzung für Lesbian, Gay, Bisexual, Transgender, Intersex und Queer, wobei das Q auch Questioning steht – ein Hinweis darauf, dass es diese Begriffe nicht ahistorisch oder universalisierend verwendet werden.

³ Rassifizierung beschreibt die Hervorbringung und Reproduktion einer Idee „Rassen“ oder damit verbundenen Vorstellungen von (fundamentaler) „ethnischer“ oder „kultureller“ Differenz und/oder Zugehörigkeiten. Rassifizierung (oder Ethnisierung) ist damit ein Prozess der Bedeutungskonstruktion, in dem mittels bestimmter (oftmals körperlicher oder „kultureller“) Merkmale und Eigenschaften eine natürliche Gruppe fixiert und ihre (fundamentale) „Andersheit“ (bzw. Überlegen- oder Unterlegenheit) proklamiert wird.

Autorin

Christine M. Klapeer ist promovierte Politikwissenschaftlerin und Geschlechterforscherin. Sie lehrt und forscht an der Universität Göttingen zu queeren und feministischen Politiken, transnationalen LGBTIQ Bewegungen und postkolonialer (Entwicklungs-)Kritik.